©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Zur Geschichte der Technik des alpinen Salzbergbaues im Mittelalter

Von Herbert Klein

Es ist einigermaßen auffallend, daß die Geschichte der Technik des alpinen Salzbergbaues im Mittelalter bisher noch sehr im Dunkel liegt, da doch die Salzwerke auf heute österreichischem Boden — Aussee und Hallein seit dem 12. Jhd., Hall in Tirol seit der 2. Hälfte des 13. Jhd., Hallstatt seit etwa 1300, dazu Ischl seit dem 16. Jhd. — mit der berchtesgadnischen Saline Schellenberg die einzigen Salinen im Umkreis des alten römisch-deutschen Reiches bilden, wo überhaupt Salz bergmännisch gewonnen wurde. Zudem stellen sie zusammen mit der räumlich und geologisch zugehörigen Quellsolsaline Reichenhall bis zum Aufkommen der mitteldeutschen Steinsalzgewinnung im 19. Jhd. die stärkste Konzentration der Salzproduktion in Mitteleuropa überhaupt dar, und waren damit für unsere Gegenden von nicht überschätzbarer wirtschaftlicher Wichtigkeit.

Wenn trotzdem so dürftige Nachrichten über den mittelalterlichen Bergbaubetrieb vorliegen, so ist das darin begründet, daß fast alle Salzbergwerke — Aussee wenigstens seit 1211 — einheitlich im Besitz eines einzigen Bergherrn, des Landesfürsten, waren und keine Veranlassung zu Streitigkeiten vorlag, die einen Niederschlag in den urkundlichen Quellen hervorrufen hätten können. Die einzige Ausnahme bildet die Saline Hallein mit dem Bergwerk Dürrnberg. Hier standen neben dem erzbischöflichen Landesherrn, der allerdings stets eine Art Oberleitung beibehielt, als Besitzer von Berganteilen mehrere „Mitsieder": Die Benediktinerklöster St. Peter und Nonnberg, die Zisterzen Raitenhaslach und Salmansweiler (Salem), das Salzburger Domkapitel und die Ministerialen von Gutrat, später Goldegg, bis in der Zeit von 1398 bis 1530 der Erzbischof dieselben wieder zurückerwarb. Den einzelnen Mitsiedern waren auf der Tagoberfläche bestimmte Anteile abgegrenzt, innerhalb oder vielmehr unterhalb deren — bis sie von ca. 1300 an untertags über die berchtesgadnische Grenze vorstießen — sie vollkommen selbständig ihre Bergbaue betrieben. Die verhältnismäßige Kleinheit dieser Lose, verbunden mit dem anfänglich sehr extensiven Betrieb, brachte es mit sich, daß die Mitsieder schon nach wenigen Jahrzehnten mit ihren Bergbauen vielfach in Kollision gerieten, was wieder zu Streitigkeiten, Schiedssprüchen, Verträgen — letztere häufig auf gemeinsamen Betrieb verschiedener Strecken lautend — führte, deren urkundlicher Niederschlag bis 1343 im Band IV

Vorliegender Aufsatz entspricht — durch Anmerkungen erweitert — einem Referat, das der Verfasser am 22. September 1949 auf dem 1. Österreichischen Historikertag in Wien hielt, von dem aber nur ein kurzer Auszug im Druck erschien. Bericht über die konstituierende Versammlung des Verbandes österreichischer Geschichtsvereine in Wien vom 21. bis 24. September 1949, Wien 1950, S. 45 f.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

des Salzburger Urkundenbuchs veröffentlicht ist, während die späteren Stücke zum Teil noch unveröffentlicht unter den Salzburger Beständen des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien und in den Stiftsarchiven St. Peter und Nonnberg in Salzburg vorliegen. Diese Stücke bringen zu dem behandelten Thema zahlreiche Notizen, die sich nun freilich wieder meist nur aus den für spätere Zeiten überlieferten oder heute noch bestehenden Zuständen erläutern lassen.

Es ist bekannt, daß der in prähistorischer Zeit in Hallstatt und Hallein im großen Stil betriebene Salzbergbau spätestens in der Völkerwanderungszeit zum Erliegen kam und daß im frühen Mittelalter bis ins 12. Jhd. hinein hierzulande Salz nur aus natürlicher Quellsole gewonnen wurde, wobei die im übrigen ebenfalls in vorgeschichtliche Zeit zurückgehende Großsaline Reichenhall alle übrigen Versiedungsstätten in unvergleichlicher Weise an Bedeutung überragte. Als Orte, wo man im späteren 12. Jhd. zuerst wieder zum Salz-Bergbau überging, kommen zwei in Betracht, Aussee und Hallein, ohne daß sich die Frage des Vorrangs eindeutig lösen ließe. Zycha[1]) sprach sich seinerzeit für Hallein aus, Srbik[2]) für Aussee. Letztere Ansicht hat, wie ich an anderer Stelle[3]) ausführte, mehr für sich, obwohl erst die Übertragung der neuen Technik auf Hallein, vorzüglich infolge dessen günstigerer Verkehrslage, eine umstürzende Wirkung im ganzen Salzwesen hervorrief. In den ersten Jahrzehnten des 13. Jhd. brach Hallein die bisherige monopolartige Stellung Reichenhalls, besonders durch die Eroberung des Wasserwegs Salzach-Inn-Donau.

Was nun die Technik des mittelalterlichen Salzbergbaues betrifft, so gilt bis jetzt die von A. Aigner in seinem Aufsatz „Der Salzbergbau in den österreichischen Alpen"[4]) vertretene und auch von Srbik übernommene Ansicht von einer dreistufigen Entwicklung.

1. Stufe: Trockenabbau mit Verlaugung des salzhältigen Heuerausschlages über Tag.

Als 2. und 3. Stufe sei dem Trockenabbau dann bald die Gewinnung der Sole durch unterirdisches Auslaugen des Haselgebirges — des Gemenges von Steinsalz, Ton, Gips und Mergel, aus dem unsere Salzberge im wesentlichen bestehen — gefolgt. Das System, das ja in der Hauptsache bis heute in Übung ist.

Die Stufen 2 und 3 unterscheiden sich folgendermaßen: Die ältere besteht in der Anlage von Schöpfwerken, in Hallein gewöhnlich Sinkwerke genannt. Von einem Stollen („Schaftricht") aus wird ein etwa 20 bis 30 m tiefer Schacht („Pütte", von lat. „puteus" = Ziehbrunnen) abgeteuft, auf dessen Grunde ein Laugraum, Werksraum, angelegt wird. Durch einen tonnlägigen (schrägen) Schacht („Ankehrschurf") wird Süßwasser in denselben geleitet. Hat sich dieses zu sudwürdiger Sole (26—27% Salz) angereichert, wird sie mittels einer ziehbrunnen-

---

[1]) A. Zycha, Zur neuesten Literatur über die Wirtschafts- u. Rechtsgeschichte der deutschen Salinen, Vjschr. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch. 14, S. 105.

[2]) H. R. v. Srbik, Studien zur Gesch. d. österr. Salzwesens, Forsch. z. inn. Gesch. Öst., hsg. v. Dopsch, H. 12, S. 34 ff.

[3]) H. Klein, Zur ält. Gesch. d. Salinen Hallein und Reichenhall, Vjschr. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch., 38. Bd., S. 323 ff.

[4]) Berg- u. Hüttenmänn. Jb. 40 (1892).

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

artigen Anlage durch die Pütte ausgeschöpft. Durch eine Rohrleitung wird dann die Sole gegen Tag und weiter ins Sudhaus gebracht. Da die Verätzung vorab auf die Decke des Werks („Himmel") wirkt, gleichzeitig aber die Werksohle sich durch die niedersinkenden festen Rückstände an Ton und Gips („Laist") erhöht, steigt bei wiederholter Bewässerung der Werksraum ständig nach oben, indem er sich zugleich erweitert, da auch die Seitenwände („Ulmen") von der Verlaugung angegriffen werden. Die Ausnützungsmöglichkeit eines Sinkwerks endigt demnach mit dem Augenblick, als es die Höhe des Horizonts, von dem aus es betrieben wird, erreicht.

Die jüngere Form besteht darin, daß man das Werk zum Selbstabfluß der Sole einrichtet. Das geschieht bei der „gemeinen Dammwöhr" sowohl wie bei der älteren „Halleiner Wöhr" — auf die Unterschiede zwischen diesen und auch auf die anderen jüngeren Wöhrformen, wie Grubenwöhr, Rollwöhr, sei hier nicht eingegangen — in der Art, daß der im Betriebshorizont selbst angelegte Werksraum gegen die Schaftricht zu mit einem aus Werkslaist hergestellten Damm („Wöhr") abgeschlossen wird, durch den mittels eines Rohres die Sole aus einem im Werksraum errichteten Seihkasten, den man mit dem Steigen des Raums immer weiter aufzimmert, abgelassen wird. Von dieser Verdämmung wurde das ganze Werk — pars pro toto — im Gegensatz zum Sinkwerk als „Wöhr" bezeichnet. Unter anderem — wie vor allem die Ersparnis des umständlichen Schöpfens der Sole — hatte das System auch den Vorteil, daß ein Wöhrwerk theoretisch in beliebige Höhe durch das ganze Salzgebirge fortgesetzt werden konnte, praktisch freilich auch nur bis zum nächsten Horizont.

Zu diesem Entwicklungsbild (1. Trockenbau, 2. Schöpfbau, 3. Wöhrwerk) ist vor allem zu sagen, daß die Epoche des Trockenabbaus offenbar zu streichen ist. Einmal ist ein solcher — außer in prähistorischer Zeit — nirgends belegt. Die gelegentliche Erwähnung von „Trockenbauen" — Srbik zitiert solche für Aussee noch von 1518 und 1521 — bezieht sich offenbar nur auf die Vorbereitungsarbeiten zur Anlage neuer Laugwerke. Das geht mit aller Deutlichkeit aus einer Halleiner Urkundenstelle von 1285 hervor, wo vom „opus siccum", also Trockenbau, die Rede ist: „in cultura montium ... in sicco opere ad futuram utilitatem, que vulgariter wartunspew dicitur."[5])

Ferner läßt sich die Technik des Schöpfwerks so unmittelbar aus der des Quellsolbetriebs ableiten, daß der Umweg über einen Trockenabbau äußerst unwahrscheinlich erscheint. Das Schöpf- oder Sinkwerk ist letzten Endes nichts anderes als ein in die Tiefe des Berges verlegter Salzbrunnen. Die natürliche Quellsole wurde ja meistens nicht aus selbständig zutage tretenden Salzquellen gewonnen, sondern aus künstlich angelegten Brunnenschächten, die man in das Niveau der soleführenden Schichten abteufte. Der Unterschied zu einem Schöpfwerk bestand nur darin, daß man hier aus dem Grunde der Pütte natürliche Sole schöpfte, während man dort diese erst durch Zufuhr von Süßwasser künstlich schuf.

---

[5]) Salzb. UB 4, Nr. 122.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Wir können also annehmen, daß der mittelalterliche alpine Salzbergbau sich von Anfang an des Laugwerksbetriebs bediente. Natürlich in der Form des Schöpf- oder Sinkwerks.

Was die letzte Stufe, das Wöhrwerksverfahren, betrifft, so wurde es in den Salinen des österreichischen Salzkammerguts tatsächlich erst 1575 eingeführt, und zwar, wie ausdrücklich gesagt wird, nach dem Vorbild Halleins und Schellenbergs[6]).

In Hallein, das damit als die Heimat dieses Systems zu gelten hat, wurden zwar Wöhrwerke ausschließlich auch erst seit 1623 angelegt. Vorher aber waren Schöpf- und Wöhrbaue seit langem nebeneinander im Betrieb, so zwar, daß jedes Werk zuerst als Sinkwerk angelegt und solange genutzt wurde, bis der Werksraum die Höhe der Schaftricht erreichte, von der aus geschöpft wurde, dann aber errichtete man hier eine Verdämmung und führte das bisherige Sinkwerk als Wöhr weiter.

Dieses Verfahren läßt sich in Hallein aber in bemerkenswert frühe Zeit zurückverfolgen. Schon in einer Urkunde von 1268[7]) wird von einer „structura" im Berge, die gemeinhin „wer nach dem tage" genannt werde, gesprochen und 1271[8]) ist nicht nur mit aller Deutlichkeit von der Wöhr im heutigen Sinne die Rede, sondern man kann auch das eben geschilderte System (Übergang vom Sinkwerk zur Wöhr) erschließen. Das Stift Berchtesgaden gestattete damals dem Salzburger Domkapitel auf seinem Grunde, einem heute nicht mehr identifizierbaren Gut „Schozris", eine Salzgrube anzulegen. Erlaubt sei nur e i n e Schaftricht (Stollen). Nur, wenn dann beim Abbau hinter dem Gebäude, das gemeinhin „wer" heiße, ein Einsturz eintrete, sei es dem Kapitel gestattet, weiter oben auf dem Areal desselben Guts eine zweite Grube anzulegen, um von dort aus die verstürzte Sole zu nutzen[9]). Das ist offenbar so zu verstehen: Die Leute des Domkapitels treiben an dem genannten Ort von Tag aus einen Stollen in den Berg vor und legen dort ein Sinkwerk an (anscheinend war in der Frühzeit die Anlage eines einzigen Werkes in jedem „Berge" [Horizont] die Regel). Man nimmt nun an, daß das Sinkwerk im weiteren Verlauf des Betriebs in ein Wöhrwerk umgestaltet wird, mittels welchem dann der Berg oberhalb des Horizonts der ursprünglichen Schaftricht ausgelaugt wird, wie vorher durch das Sinkwerk der unterhalb desselben. Träte dann die erwähnte Katastrophe ein,

---

[6]) C. Schraml, Die Entwicklung d. O.ö. Salzbergbaues im 16. u. 17. Jh., Jb. d. O.ö. Musealvereins 83 (1930), S. 209 f.; ders., Das o.ö. Salinenwesen vom Beg. d. 16. bis M. d. 18. Jh., Studien z. Gesch. d. ö. Salinenwesens I, Wien 1932, S. 131 f.

[7]) Salzb. UB 4, Nr. 61.

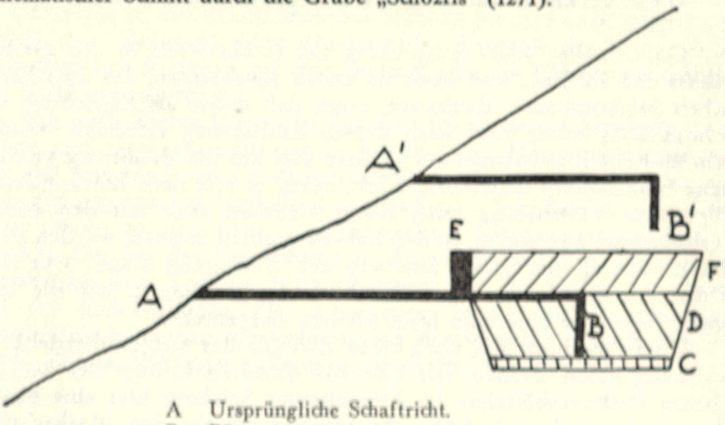
[8]) Ebd. Nr. 72.

[9]) „Item si in culto monte aqua eorum retro edificium, quod wer dicitur wlgariter, obruitur, licebit eis .... in eodem mansu super eandem culturam aliam facere fodinam, per quam aqua obruta usibus eorum cedat."

Im übrigen wird auch die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß man durch Stein oder Wasser verhindert werde, die Grube überhaupt zu nutzen. Auch in diesem Falle darf ein neuer Aufschlag an einer anderen Stelle des Gutes versucht werden.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Schematischer Schnitt durch die Grube „Schozris" (1271).



A Ursprüngliche Schaftricht.
B Pütte.
C Ursprünglicher Werksraum.
D Im Sinkwerksbetrieb zu verlaugen.
E Wöhrdamm.
F Im Wöhrwerksbetrieb zu verlaugen.
A' Für später in Aussicht genommene obere Schaftricht.
B' Pütte.

so dürfe weiter oben ein neuer Stollen angelegt werden, von dem aus der von untenher jetzt nicht mehr ausbeutbare Bergteil wieder von oben — durch ein Sinkwerk — angefahren werden könne. Daß im Vertrage die Möglichkeit eines Versturzes während der Zeit, da der Sinkwerksbetrieb der ursprünglichen Schaftricht noch im Gange ist, nicht in Betracht gezogen ist, erklärt sich daraus, daß in einem solchen Falle vom selben Horizonte aus an anderer Stelle eine Pütte ohne weiters abgeteuft werden konnte[9a]).

[9a]) Montanfachleute werden zu dieser Deutung möglicherweise die Frage aufwerfen, wie man sich denn vorstellen solle, auf welche Weise man das Werk in der zweiten Epoche, während der es als Wöhrwerk betrieben werden sollte, anzuwässern gedachte, da doch kein oberer Horizont, von dem aus man das Süßwasser hätte zuleiten können, vorhanden war. Dem ist zu erwidern, daß man das damals doch irgendwie für möglich gehalten haben muß, da Berchtesgaden die Anlage eines oberen Horizonts ja ausdrücklich erst nach einem Versturz des Wöhrwerks gestatten wollte. Theoretisch war es bei einer „Halleiner Wöhr", über deren Damm durch den sog. Langofen der Werksraum ständig zugänglich blieb, tatsächlich möglich, wenn auch nach heutigen Begriffen reichlich kompliziert, das Wasser über den Damm hinweg einzuführen. Auf die oberste Dammebene hätte man das Wasser allerdings mittels einer schöpfbrunnenartigen Anlage aufziehen müssen. Im übrigen ist es auch eine Frage, ob man bei den ältesten Wöhren auch schon den Selbstabfluß der Sole kannte. Man konnte diese ja auch von der Dammhöhe aus schöpfen. Die Verhältnisse muß man sich für die Anfänge sicher sehr primitiv vorstellen. So ist es auch durchaus möglich, daß man ursprünglich auch die Sinkwerke nicht durch einen Ankehrschurf, sondern durch die Pütte anwässerte. Der Ausdruck Schurf ist für den Dürrnberg erstmalig erst zu 1346 belegt (in der unten in Anm. 10 zitierten Urkunde): „durich des nidernhofs schurf sein wazer füeren."

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Weitere frühe Erwähnungen von Wöhren datieren von 1284, 1305, 1308, 1311[10]).

Die offenbar volle Ausbildung des Wöhrwerks in der zweiten Hälfte des 13. Jhd., also noch im ersten Jahrhundert des mittelalterlichen Salzbergbaues überhaupt, zeigt, daß dieses als Ergänzung des Schöpfbaues schon bald nach dessen Einführung erfunden worden sein muß. Daß es solange auf Hallein und auf das damit eng verbundene Schellenberg beschränkt blieb, bevor es erst nach Jahrhunderten allgemeine Verbreitung fand, hängt vielleicht auch mit den Besitzverhältnissen zusammen. In den habsburgischen Salinen, wo den Bergherren überall der ganze Salzberg zur Verfügung stand, war man nicht zu einer ebenso intensiven Nutzung gezwungen wie die Halleiner Mitsieder innerhalb ihrer kleinen Berganteile.

Zum Abschluß soll noch eines Zweiges des Bergbaubetriebs Erwähnung getan werden, der offenbar ebenfalls infolge der komplizierten Besitzverhältnisse im Dürrnberger Salzberg hier eine besonders reiche und auch frühe Ausbildung erhielt: des Markscheidewesens, oder, wie die ältere Bezeichnung lautet, des Schinnwesens, der Vermessungskunst.

Das geht schon einmal daraus hervor, daß vom Dürrnberger Salzberg sehr alte Grubenkarten vorhanden sind, die zumindest zu den ältesten Österreichs zählen, und damit zugleich zu den ältesten des gesamten deutschen Raumes, da das Zeichnen der vermessenen Grubenräume im verjüngten Maßstabe nach den Forschungen Kirnbauers[11]) als österreichische Erfindung angesprochen werden darf. Es handelt sich um das Fragment einer Grubenkarte von 1536, auf der ein Teil der Dürrnberger Grubenanlagen, die sogenannten oberen Berge, eingetragen sind, und um eine Gesamtgrubenkarte von 1554 in Form einer großen Pergamentrolle (0,93×3,2 m). Ob sie allerdings die ältesten überhaupt sind, ist noch fraglich, da Kirnbauer — ohne genauere Angabe — Karten des Salzbergs Hall im Inntal aus dem Anfang des 16. Jhd. erwähnt.

---

[10]) Salzb. UB 4, Nrr. 121, 136, 251, 259. — Deutlich die Aufeinanderfolge Sinkwerk-Wöhrwerk läßt auch der Passus einer Urkunde von 1346 (Quellen u. Erört. z. bayer. Gesch., NF XVII/1, E. Krausen, Die Urkunden d. Klosters Raitenhaslach I, Nr. 732) erkennen, wo es von einem zwischen dem Oberhof (Salem und Domkapitel) und dem Niederhof (Raitenhaslach) strittigen Bergteil heißt, daß der Obermeister, sobald er diesen „mit sinchwerichen vernüzet und verwürchet, so schol er chain werslach da machen und sol auch furbaz mit der schaftricht und mit demselben perig nicht mer haben zu schaffen ..." Unter „werslach" (so im Or., Wien, nicht „—sloch" wie im Druck), also Wöhrschlag, verstand man offenbar die Errichtung einer Wöhr. Dasselbe Wort ist möglicherweise auch in einer Abrechnung des Klosters St. Peter mit Chunrad Spa(e)ho (seinem Hällinger zu Hallein) vom 5. Jänner 1321 (Archiv St. Peter, Hs. A 621, Abteirechnungen 1306—1346, fol. 44') gemeint, wo es heißt: „Item ze werichslach lb. 13."

[11]) F. Kirnbauer, Die ältesten Dokumente deutschen Markscheidewesens, Montanist. Rundschau 27 (1935), Nr. 20, u. Forschungen und Fortschritte 11 (1935), S. 325; ders., Z. Gesch. d. Technik in Öst., Mitt. d. Verbandes d. öst. Ing. u. Arch.-Vereinigungen 1936, Nr. 2.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Vor der Zeit der Grubenkarten war — ebenfalls nach Kirnbauer — besonders im österreichischen Salzkammergut eine andere Methode üblich, das „Zulegen". Man übertrug das Ergebnis der Vermessung im natürlichen Maßstab auf eine ebene Fläche, im Winter auf das Eis der Salzkammergutseen.

Ein noch älteres System ist uns aber für Hallein-Dürrnberg überliefert, und zwar schon für das 13. Jahrhundert. Man steckte dort, wie wir aus verschiedenen Quellenstellen[12]) entnehmen können, um sich über das gegenseitige Verhältnis der Stollen — Schaftrichte — und die Lage dieser zu den über Tag vermarkten Grubengrenzen klarzuwerden, den aus der Vermessung im Berge gewonnenen Verlauf der Schaftrichte über Tag aus. Man projizierte also die Stollen sozusagen auf die Erdoberfläche. Für diese über Tag kenntlich gemachten Schaftrichte hatte man sogar eine eigene Bezeichnung „Tagschaftricht". 1266: „debita diei linea, que vulgo tagschaftriht dicitur"[13]).

---

[12]) Vgl. die in den folgenden zwei Anmerkungen zitierten Urkunden. — Am klarsten aber geht die Sache merkwürdigerweise aus einer Geschichte hervor, die der Nonnberger Kaplan Caesarius in seinem im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts abgefaßten Werk über die Wundertaten der hl. Erentrud erzählt (H. Canisius, Lectiones antiquae, Tom VI, Ingolstadt 1604, S. 1131 f.); Zu Zeiten des Erzbischofs Friedrich von Walchen (1270—1284) geschah es, daß über die Grenzen innerhalb und außerhalb des Salzbergwerks Dürrnberg („de terminis sive metis minerae salium et de fodina salis intra et extra in monte Durrenberg") zwischen der Äbtissin von Nonnberg Diemud von Felben und den Konversbrüdern von Salem Streit entstand, worauf auf Anordnung des Erzbischofs die Bergmeister mit ihren Meßstangen und Maßen („magistri montium suis particis et mensuris") feststellen sollten, welche Partei die andere übervorteile. Als dies geschehen war, habe ein gewisser Frater Albertus (von Salem) die Bergmeister bestochen, die aus der Grube herausgezogenen Meßstangen (d. h. die aus der Grube auf die Erdoberfläche übertragenen Maße) zum Nachteil Nonnbergs unrichtig zu setzen („ut particas de fodina extractas indirecte collocarent in praejudicium ecclesiae Nunbergensis"). Daraufhin setzte der Erzbischof einen Tag auf den Dürrnberg an, um die Angelegenheit zu entscheiden. Die Nacht davor gehen die Äbtissin und die älteren Nonnen zum Altar der hl. Erentrud, messen dessen Umfang — man beachte die Analogie zur Bergvermessung! — mit Dochten, formen mit ihnen Kerzen und beten solange, bis diese hinunterbrennen. Am Morgen steigen alle auf den Berg. Der Erzbischof ruft zuerst Frater Albert vor und fragt ihn, ob die Meßstangen oder Maße sowohl im Berge, als auch auf dem Felde über die Erde hin richtig gesetzt seien („si bene et fideliter et sine fraude, tam in fodina quam in agro per terram, partice sive mensurae essent collocatae"). Fr. Albert beginnt daraufhin knieend und mit aufgereckter Hand zu schwören: „So mir Gott helfe und die selige Jungfrau und die heilige Erentrud . . .", stürzt dem Erzbischof zu Füßen und ist tot.

Die Sache hat übrigens einen tatsächlichen Hintergrund. Vgl. die Urkunde, Bischofshofen, 1272 August 24 (Salzb. UB 4, Nr. 77), mit der Erzb. Friedrich eine Dürrnberger Streitsache zwischen Nonnberg und Salem wegen ehafter Abwesenheit des Albertus, Provisors des Klosters Salem und des Domkapitels, vertagt.

[13]) Salzb. UB 4, Nr. 56. Eine Reihe von Sachverständigen war bestimmt worden, „ut ipsi perspectis montibus et fodinis sub terra et mensuratis intersticiis super terram litem . . . deciderent".

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Es ist dies ein Verfahren, das schon eine ganz beträchtliche Ausbildung des Schinnwesens voraussetzt, und es ist daher vielleicht kein Zufall, daß auch der anscheinend älteste Beleg für den Namen dieser Kunst in einer Halleiner Urkunde erhalten ist. 1268 heißt es: „iuxta consuetudinem mensurationis nomine, que in vulgari geshint dicitur“[14]).

[14]) Ebd. Nr. 61, neuerdings abermals abgedruckt bei Krausen, Urkk. Raitenhaslach, a. a. O., Nr. 294. Es wird hier bestimmt, daß in einem strittigen Bergteil mit der Arbeit nicht fortgefahren werden solle, bevor nicht von den Bergmeistern die Grenzzeichen über Tag (Bäume, Steine) festgestellt würden und dann mit Hilfe des „geschints“ die Untersuchung des Berges vorgenommen sei.

Mit welcher Genauigkeit man damals schon zu vermessen vermochte, zeigt ein Fall aus dem Jahre 1270 (Salzb. UB 4, Nr. 68 = Krausen, a. a. O., Nr. 301), woraus ersichtlich ist, daß ein obertägiger Grenzunterschied von Hausbreite für den Betrieb im Berg schon sehr ausschlaggebend war: Der Erzbischof schenkt an Raitenhaslach bisher strittige „metas in monte nostro super Hellinum iuxta domum auf dem Gemerche vulgariter nominatum sitas, ... quarum etiam termini seu cultura per totam domus ipsius auf dem Gemerche aream usque ad extremam parietem in montis ascensu ad occasum respicientem protenduntur“.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitt(h)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde

Jahr/Year: 1961

Band/Volume: 101_2

Autor(en)/Author(s): Klein Herbert

Artikel/Article: Zur Geschichte der Technik des alpinen Salzbergbaues im Mittelalter. 261-268